

BUCHBESPRECHUNGEN

Kirche im spirituellen Prozeß

Lohfink, Gerhard: Braucht Gott die Kirche? Zur Theologie des Volkes Gottes. Freiburg: Herder 1998. 432 S., geb., 39,80 DM.

Wäre ein Preis für herausragende theologische Prosa zu verleihen, wäre diese biblische Kirchenlehre sicher zu nominieren. Ein Buch, das es versteht, Spannung aufzubauen, mit Details zu überraschen, Leidenschaft auszudrücken und Funken überspringen zu lassen und bei allem zu zeigen, daß Wissenschaft und Verständlichkeit nicht unvergleichbar wie Äpfel und Birnen sind, das ist wahrhaftig nicht alltäglich. Ebenso wenig gewöhnlich ist Lohfinks Lebenslauf vom Lehrstuhl zum Mitglied der Integrierten Gemeinde, wie er in einem Lebensbericht darlegt (381–395). Seine Sache selbst ist brisant genug: „Braucht Gott die Kirche?“, das ist längst keine rhetorische Frage mehr. „Und tät ich von alledem nichts wissen. Würd es mir fehlen, würd ich's vermissen?“, fragt Theodor Fontane einmal, und man könnte damit auch die Kirche in Frage stellen. Lohfink antwortet: Ohne das Volk Gottes hätte die Erlösung keinen Ort in der Welt. Das ist provokativ, und als Herausforderung ist es auch gemeint.

Ein erster Teil seines Werkes legt die Fundamente dieser These: Gott braucht „ein Volk, in dem sein Wille geschieht“ (70). Denn seine Erlösung geht nur durch die Freiheit von Menschen hindurch. Soweit erscheint das noch vertraut. Aber wie wollen viele Menschen dasselbe wie Gott? Weder durch Zwang noch durch Reduktion des Willens Gottes auf den kleinsten humanitären Nenner, sondern durch dessen leibhafte Anschauung. Es muß etwas da sein, das „die Schönheit der Sache Gottes leibhaft erblicken“ läßt (68) – nämlich das Volk Gottes. Aber sagt nicht alle Kirchen Erfahrung das Gegenteil? Der zweite bis vierte Teil des Buches legt exegetisch dar, daß das Volk Gottes immer nur durch Sammlung in seine Sendung hineinwächst. Sammlung und Heil werden geradezu Synonyme, denn sie geschehen in der Kraft Gottes und trotz des Widerwillens der Menschen. Ihr Preis ist im letz-

ten das Kreuz Christi. Darum liegt das Neue Jesu nach dem dritten Teil nicht im Gegensatz der Liebe zur alttestamentlichen Furcht oder gar in der Innerlichkeit gegenüber der alten Sichtbarkeit der Werke der Tora. Die Reich-Gottes-Botschaft Jesu meint vielmehr „ganz handgreiflich, daß Israel nun gesammelt und heimgeführt wird in sein Land“ (163). Also nicht ein Stückchen Vermenschlichung der Welt, auch nicht das Reich Gottes als Utopie, sondern hier und heute Bildung von Gemeinden als der neuen Familie Jesu. „Versetzenderische Fülle des Heils“ somit, aber „nicht als Schlaraffenland oder Tischlein-deck-dich für Konsumenten“ (189), sondern auf dem Boden von Umkehr und Nachfolge. Ganz sollen die Christen zu Jesus gehören, doch dieses „Ganz“ verwirklicht sich in drei gleichwertigen Berufungen: als zeichenhaftes Mitglied des Zwölferkreises, als Jünger im Alles-Verlassen und als Volk mitten im gewöhnlichen Leben. Also moralischer Rigorismus für alle? Nein, vielmehr Geschehen-lassen der Kraft des Todes Christi, der jeden Unheilszusammenhang durchbricht.

Damit sind für den vierten Teil die Kennzeichen der Kirche bereits vorgezeichnet: Exodus aus der Verstrickung in eine Welt der Sünde und Sammlung zur Gemeinde, Erinnerung an den Herrn, Überschreiten jedes Individualismus im Leib Christi, Lerngemeinschaft für ein gläubiges Leben, Gehor auf das Ganze und Heilige und die Wahrung der Einheit. Alles in allem ein starkes Stück, nicht einseitig, aber engagiert. Gewiß kein letztes Wort über das Volk Gottes, müßte doch das Zwiespältige und Verborgene am Heilszeichen Kirche oder das Wehen des Geistes, wo immer er will, deutlicher hervorgehoben werden. Dennoch, Lohfinks Werk könnte eine Art Grundbuch heutigen Lebens mit der Kirche sein.

Andreas Wollbold

Lütz, Manfred: Der blockierte Riese. Psycho-Analyse der katholischen Kirche. Düsseldorf: Pattloch 1999. 208 S., 29,90 DM.

Wenn ein Mensch sowohl Hunger hat als auch müde ist, gleichzeitig also etwas essen und schlafen will, wird er in der Regel unentschlossen verharren und keines von beiden tun. Dann ist er in der Sprache der Psychologen „blockiert“. Die katholische Kirche ist eine riesenhafte Institution voll von Menschen mit unterschiedlichsten Absichten und Zielsetzungen. Gerade in letzter Zeit verschärft sich der Gegensatz von solchen, denen die Reformen des Zweiten Vatikanums noch lange nicht ausreichen, und solchen, die das Konzil am liebsten nivellieren würden. Diese progressiven und konservativen Kreise innerhalb der Kirche liefern sich einen Schlagabtausch nach dem anderen. Trotzdem scheint sich in der Kirche gar nichts mehr zu bewegen – und das in einer Zeit, da sie keine gleichrangigen äußeren Gegner mehr hat. Sie ist ein blockierter Riese.

M. Lütz kommt aus der Psychotherapie. Er hat den Versuch unternommen, die Regeln der Psychoanalyse auf die Kirche anzuwenden. Die Diagnose, die er dem Patienten Kirche bescheinigt, ist wenig schmeichelhaft. Vergleichbar mit einer Alkoholikerfamilie, halten sich auch in der Kirche oft genug Opfer, Ankläger und Verteidiger trotz dramatischer Prozesse nach außen in einem statischen inneren Gleichgewicht. Innerhalb der Kirche sind es Lütz zufolge die Progressiven und die Konservativen, welche sich zwar äußerlich in harten Kontroversen unversöhnlich gegenüberstehen, deren Verhaltensweise aber letztlich darauf hinauslaufen, jede Veränderung am Altgewohnten zu unterbinden!

In lobenswert konstruktiver Weise liefert Lütz Auswege aus der Blockierung, die zumeist recht einfach, aber effizient sind. Er zeigt anhand geschichtlicher Beispiele, wie dynamisch und kreativ die Kirche die teilweise erheblichen Probleme der vergangenen zweitausend Jahre gemeistert hat. Ein typisch katholischer Weg sind nach seinen Worten die „Lösungen zweiter Ordnung“. Lütz benennt als Beispiel den Gnadenstreit, der Ende des 16. Jahrhunderts die Kirche vor eine existentielle Krise stellte. In Spanien war zwischen den Dominikanern und Jesuiten ein heftiger Streit hinsichtlich des Ursprungs der göttlichen Gnade entbrannt, den der Papst in letzter Instanz entscheiden sollte. Doch wenn er die Lehre der Dominikaner verurteilte, traf der Papst den Theologenorden der Kirche

schlechthin. Verurteilte er aber die Jesuiten, vernichtete er damit seine eigene „Elitetruppe“ und mit ihr den Motor der Gegenreformation. Beides wäre ein fürchterliches Dilemma für die Kirche gewesen. Die Entscheidung Pauls V. von 1607 stelle schließlich in genial einfacher Weise die Verurteilung selbst unter Strafe. Beiden Lehren haftete ein Stück Wahrheit an. Beide waren zu tolerieren und jeder wurde sanktioniert, der das nicht respektierte.

Das Buch von M. Lütz deckt in unterhaltsamer Weise wesentliche Ursachen der gegenwärtigen Kirchenverdrossenheit auf. In der Hauptsache richtet es seine Aufmerksamkeit auf die enormen Ressourcen, die in der betagten, aber zu jeder Zeit höchst dynamischen Gemeinschaft der Heiligen verborgen liegen. Hierin sieht das Buch die Lösungen begründet, die den blockierten Riesen aus seiner selbstgestrickten Psychose führen.

Georg Glonner

Bsteh, Andreas (Hrsg.), Eine Welt für alle. Grundlagen eines gesellschaftspolitischen und kulturellen Pluralismus in christlicher und islamischer Perspektive. (Beiträge zur Religionstheorie 9). Mödling: Verlag St. Gabriel 1999. 431 S., kart., DM 49,80.

Das Verhältnis von Christentum und Islam ist nicht nur in der Geschichte konfliktreich gewesen, sondern löst auch heute noch viele Befürchtungen aus. Manche sehen nach dem Ende des Kalten Krieges ein Zeitalter des Kampfes zwischen der westlichen und der islamischen Kultur heraufziehen. Daß sich die beiden Religionen aber nicht nur auf dem Schlachtfeld begegnen, zeigt dieser Band mit den Beiträgen der Zweiten Internationalen Christlich-Islamischen Konferenz in Wien, die dem schwierigen Thema des Pluralismus gewidmet war. Drei Aspekte stehen dabei im Mittelpunkt:

(1) Die Frage nach der Vereinbarkeit des *religiösen Wahrheitsanspruches* mit einem Pluralismus, der nicht nur Toleranz, sondern auch ein Miteinander im partnerschaftlichen Handeln für das Wohl aller Menschen umfassen soll, beschäftigt C.W. Troll (Rom). Er zeigt den mühevollen Weg der katholischen Kirche zur Anerkennung der Religionsfreiheit auf und betont, daß der Christ kein

Wahrheitsmonopol besitze, sondern sich bemühen müsse, von Christus, der Wahrheit, ergriffen zu werden. Die Religionen sollten sich gemeinsam um die Bewahrung der spirituellen Dimension des Menschen und für Gerechtigkeit einsetzen. M. Khamenei (Teheran) sieht das Ideal des Pluralismus im Koran grundgelegt, der die Menschheit als eine heilige Gemeinschaft versteht, wodurch der Referent die Wahrheitsfrage elegant umgeht. Der Pluralismus dürfe daher nie gegen die Prinzipien des Korans verstößen. Damit verbunden ist die Absage an den „Säkularismus“ als rein westliches Phänomen. (2) Wie können diese Anliegen konkret *rechtlich umgesetzt* werden? N. Iqbal (Lahore) bekräftigt die Scharia als verpflichtende Gesellschaftsordnung in islamischen Staaten, die aber Toleranz gegenüber Minderheiten fordere und zugleich gewisse Gestaltungsspielräume lasse. Etwas störend wirkt, daß Frau Iqbal diese Theorie der Toleranz einseitig einer Geschichte der christlichen Intoleranz gegenüberstellt, was vor allem von den muslimischen Konferenzteilnehmern kritisch angemerkt wird. H. Schneider (Wien) hebt hervor, daß eine pluralistische Ordnung, sei sie national oder international, nicht nur Toleranz zu fordern habe, sondern auch Solidarität zwischen den einzelnen Gesellschaftsgruppen. Dabei wird die Frage, inwiefern es sinnvoll ist, den Staat von der Religion her zu legitimieren, neu bedacht werden müssen. (3) Wie kann in einer immer schneller zusammenwachsenden Welt die *kulturelle Identität* gewahrt bleiben? Dieser Frage widmet sich Talbi (Tunis) in einem erfrischenden Plädoyer für die Öffnung der Grenzen des Geistes. Er selbst nimmt den anvisierten jüdisch-christlich-islamischen Humanismus durch die Einbeziehung jüdischer und christlicher Autoren in seinem Vortrag bereits vorweg. Es sei notwendig, daß sich das Zusammenkommen der Religionen nicht auf gemeinsame Gebete beschränke, sondern auch zur Schaffung einer humaneren Welt beitragen müsse. Eine Forderung, die auch in der Diskussion immer wieder erhoben wurde. V. Köhler (Wolfsburg) ergänzt diesen Aufruf nüchtern durch die Betrachtung der Entwicklung der Globalisierung, die durch die gleichzeitige soziale und kulturelle Ausdifferenzierung eine Verschärfung des Konfliktes bewirkt.

Die Referate werden durch Diskussionsbeiträge angereichert, die der Herausgeber dankenswerterweise durch die Einfügung von Stichworten übersichtlich gemacht hat. Sie vermitteln ein Bild von der Vielschichtigkeit des interreligiösen Dialoges, aber auch von den Ängsten und Verletzungen. Hoffnungsvoll stimmt es zu sehen, mit wieviel Willen zum Verstehen der anderen Seite, verbunden mit der Fähigkeit zur Selbstkritik, die Vertreter der beiden Religionen aufeinander zugehen. Gerade die Vielfalt der Stimmen und die Lebendigkeit der Diskussion sind es, die dieses gut lesbare Buch zu einer idealen Einführung und Standortbestimmung des christlich-islamischen Dialoges machen, – vielleicht sogar besser als manche Monographie zu diesem Thema. Zwar haben die politisch Verantwortlichen die Bedeutung solcher Veranstaltungen erkannt, wie die beeindruckende Reihe der Grußadressen zeigt, aber die Öffentlichkeit nimmt von solchen Ereignissen leider viel zu wenig Notiz.

Andreas Koritensky

Lang, Bernhard: Heiliges Spiel. Eine Geschichte des christlichen Gottesdienstes. München: C. H. Beck 1998. 575 S., Ln., DM 78,-.

Das Buch ist – dies ist zuerst zu sagen – lebenswert und lehrreich. Dazu tragen der durchsichtige Aufbau, die klare Sprache und die weitausgreifende Gelehrsamkeit bei (von Religionsgeschichte bis Biologie und Psychologie). Erst dann darf Kritik ansetzen: Kann man K. Rahner unter Mißachtung seiner vielen Untersuchungen aufgrund eines winzigen, mißverstandenen Zitats und einer langen Passage L. Ringers (Langs Kronzeugin für die Erfahrung des „milden Gottes“!) „sakralen Minimalismus“ (388) vorhalten? Darf man Meßopfer, Eucharistie, „Mystischen Leib“ breit, mit viel Referenzen (insbesondere Gabriel Biel!) diskutieren, ohne z.B. de Lubacs „Corpus Mysticum“ nur zu kennen? Darf man – ohne Grund im Text – das „Vater-Unser“ Johannes dem Täufer zuschreiben und dabei die gründliche Erforschung der „Abba-Vater-Spiritualität“ Jesu (nicht nur J. Jeremias) ignorieren? Viel Ähnliches wäre zu kritisieren, was alles Langs Grundvoraussetzung zeigt: „Sir, diese Hypothese (Gott, noch mehr Menschwerdung)

brauche ich nicht“ (so Laplace zu Napoleon), was aber zu einer Unzahl von aus der Luft gegriffenen Hypothesen führt.

Dies vorausgesetzt, wird die Beschäftigung mit dem Buch fruchtbar: Lang entwirft nämlich mit viel Kenntnis die psychologischen und religionsgeschichtlichen Grundlagen des christlichen Gottesdienstes. So im 1. Kap. zum Vorrang des Lobens (das Danken einschließt) vor dem Bitten. So im 2. Kap. zur seelischen Befreiung, die das (Bitt-)Gebet schon psychologisch mit sich bringt. So im 3. Kap. über Bedeutung und Gestalt der Predigt für eine „Text-Gemeinschaft“. So im 4. Kap., wie wichtig das in der Theologie oft verkannte Opfer als (Ganz-Hin-)Gabe ist. Im 5. Kap. über „Sakrament“ rehabilitiert Lang rein immanent-religionsgeschichtlich das „Magische“, wie er die Wunder-Wirkung nennt, und zeigt, wie tragend dessen feierlicher Kult (Eucharistie) sein muß. Das letzte Kapitel über „Geistliche Ekstase“ entwickelt anhand der Pfingstbewegung die dialektische Spannung zwischen Wort (Tradition) und Geist (das Neue, Spontane).

Daß dann Lang im Epilog: „Der nahe und der unnahbare Gott“ das personale Gottesbild als Erbe des Polytheismus deklariert (461–488, 37), zeigt wiederum beide Seiten seiner Arbeit: eine ehrfurchtsvolle Achtung vor dem verkannten Polytheismus der Naturvölker; und – lächelnd sei es angemerkt – die vielen Hypothesen, die mit der Ablehnung der „Hypothese Gott“ notwendig werden.

Josef Sudbrack SJ

Schaller, Hans: Wenn Vergeben schwer fällt. Mainz: Mathias-Grünewald-Verlag 1999. 101 S., kart., 14,80 DM.

Nach der Ergründung von Phänomenen wie Weg, Umweg des Lebens, Treue und Gebet legt der Vf. nun einen Band zum Thema „Vergebung“ vor. Ausgangspunkt dafür sind jeweils im Inneren des Menschen angesiedelte Weigerungen und Sperren zum Leben und zum versöhnlichen Leben, die im ganzen lebenshinderlich sind. Solche Verhaltensweisen werden aufgespürt und beschrieben. Zugleich werden ihnen Türen zu Neuem geöffnet, nämlich zur biblischen Weisung der Vergebung.

Zwischen den 10 Texteinheiten des Buches sind kunstvoll Brücken gebaut. So leuchtet

der Zusammenhang eines Weges in den unterschiedlichen Etappen dieses Buches immer deutlicher auf. Vom Ausgangspunkt „Streiten – ein beherztes Wagnis“ geht es über die fehlende Verständigung und die „Kunst, es nicht gewesen zu sein“, zum befreienden Geständnis, das im befreienden Wort angenommen wird. Über Urteile, Wege des Vergebens, die Liebe als Trägerin der Vergebung, den Tod als Mahner zur Versöhnung reicht der Weg bis zum Fest der Versöhnung (vgl. Gul 1999, 291–296). In der lebens- und menschenerfahrenen Darstellung werden aspektreich Hintergründe eröffnet und Lebensregeln behutsam und entschieden nahe gebracht. Eingewoben sind auch praktische Vorschläge, wie z.B. ein Versöhnungsspaziergang (94–96). Manche Zitate zeigen die belebene Umsicht des Verfassers. Sie stehen jeweils im Dienst seiner Aussageabsicht, ordnen sich im sparsamen Gebrauch jeweils dem Duktus bestärkend ein. Vieles wird auf persönliche und gesamtkirchliche Dimensionen hin freigelegt, so daß das Spezifikum der Vergebung im Glauben sehr klar zutage tritt, nämlich als immer neu zu erringendes Ja zur anderen Person, nicht jedoch als Ja zum Tun des anderen. Bei aller Kritik am Tun eines Menschen – ihm soll das Ja gelten, das die Kraft schenken will, sich aus dem verkehrten Leben zu lösen. So schimmert als Ziel durch. Christen mögen wahre „Experten der Menschlichkeit und Liebe“ werden. Das Klima des Buches ist so, daß es nicht nur Verständnis vermittelt, sondern auch zur Klarheit und Wahrheit ermutigt.

So lebendig und gewichtig die Ausführungen sind, so sehr steht m.E. der Umschlag mit dem Eindruck eines trockenen und leichten Bildes ohne erkennbare Beziehung zum Inhalt. Ebenso hätte den Texten geholfen, könnten sie von einem etwas großzügigeren Druckbild her besser atmen. So hat der Verlag zwar ein Königskind in die Welt geschickt, leider jedoch im Bettlergewand.

Paul Deselaers

Knapp, Markus: Glaube – Liebe – Ehe. Ein theologischer Versuch in schwieriger Zeit. Würzburg: Echter 1999. 207 S., kart., 32,– DM.

Der Untertitel „Ein theologischer Versuch“ ist für dieses Buch fast ein Understatement, denn der selbst seit 20 Jahren verheiratete

Bochumer Dogmatiker hat mit dem aus Vorlesungen erwachsenen Band eine veritable Synthese zur Theologie der Ehe vorgelegt. In flüssiger Sprache und stets auf's Wesentliche konzentriert entfaltet er in vier Teilen zu Bibel, Dogmengeschichte, Systematik und aktuellen Problemfeldern eine Theologie der Ehe. Im biblischen Teil werden auch „Klippen“ ausgewogen nach heutigem exegethischen Stand dargelegt: etwa der alttestamentliche Patriarchalismus und sein Ausgleich in einem personaleren Eheverständnis, das jesuanische Scheidungsverbot in seinem eschatologischen Kontext oder die Bedeutung und Grenzen der Haustafeln in der Briefliteratur. Informativ werden sodann die Entwicklung von Theologie und Lehramt bis zum Neuansatz des II. Vatikanums beschrieben. Erhellend ist auch die Darstellung der Reformatoren und des Konzils von Trient.

Knapps systematische Darlegung der Ehetheologie geht konsequent von der Persongemeinschaft von Frau und Mann aus. Die liebende Übereignung des eigenen Lebens an einen Partner stellt somit den Kern jeder Ehe dar. Immer deutlicher zeichnet sich als Kriterium einer sakramentalen Ehe ab, daß sie „nicht unabhängig von einem lebendigen, personalen Glauben der Ehepartner bestehen“ kann (146). Beide können erst in einem gläubigen Leben erfahren, daß die Unbedingtheit der gegenseitigen Annahme nur im Vertrauen auf die Hilfe Gottes in aller menschlichen Begrenztheit möglich ist. Knapp liegt nun daran, das Manko der traditionellen katholischen Ehelehre zu überwinden, den Glauben allzu selbstverständlich bei jedem Getauften vorzusetzen. Tatsächlich dürfte das kirchenrechtlich gültige Jawort von Brautleuten heute häufig nicht die theologische Qualität einer „gegenseitigen personalen Übereignung zweier Menschen“ (109) im Vertrauen auf Gottes unbedingte Liebe erreichen – darin liegt bereits das pastorale Elend gegenwärtiger Ehepastoral beschlossen. Ist dann aber bei den vielen „nichtgläubigen Getauften (...) als Folgeerscheinung einer zerfallenden Volkskirche“ (147) nicht die juridische Selbstverständlichkeit zu überdenken, daß jede gültige Ehe unter Getauften notwendig auch sakramental ist? Knapp regt sogar an, ein Glaubensbekennnis in die Eheschließung einzubeziehen (179).

Bei einem „strikt personalen Verständnis“ der Ehe (142) kommt er mit anderen Theologen zum Schluß, daß das Sakrament nicht bloß den Austausch des Jawortes umfaßt, sondern das ganze gemeinsame Leben als Ehebund. In dieser Auffassung wird wohl zwischen dem eigentlichen Sakrament und der sakramentalen Wirkung nicht genügend unterschieden. Dadurch gerät auch das Handeln Gottes an den beiden Brautleuten und die darin gesetzte Wirklichkeit in den Hintergrund. Dieser Ausfall tritt vor allem bei den Problemfeldern zutage, denen er ein abschließendes viertes Kapitel widmet: nichteheliche Lebensgemeinschaften, der fehlende Glaube und die gescheiterte Ehe. Immer wieder ist darin die Grundlage der Ehe in persönlicher Liebe so dominant, daß andere Aspekte zurücktreten. Gewiß ermutigt er etwa zum Zusammenbleiben auch in Schwierigkeiten. Aber daß ein Eheband auch bei erlebtem Scheitern nicht einfach nichtig ist, gerät dabei etwas aus dem Blick. Oder der öffentliche, zeugnishafte Charakter einer Eheschließung wird m. E. nicht genügend gegenüber nichtehelichen Lebensgemeinschaften oder einer Wiederverheiratung in Betracht gezogen. Dennoch bleibt der Aufruf bestehen, daß jede zukünftige Ehespiritualität und -begleitung Glauben und Ehealltag enger miteinander verbinden muß.

Andreas Wollbold

Lutterbach, Hubertus: Sexualität im Mittelalter. Eine Kulturstudie anhand von Bußbüchern des 6. bis 12. Jahrhunderts. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 1999. 299 S., 68,- DM.

„Bußbücher“ sind Handbücher, die dem Klerus halfen, Sündenschwere und Bußauflagen zu bestimmen. Mit Konzils- und Synodal-Beschlüssen bilden sie das Material zur Thematik des Buches. Lutterbach geht ihnen nüchtern und verantwortungsbewußt nach, stellt die älteren Quellen vor und zeichnet den religionsgeschichtlichen Hintergrund: AT und NT, römisches Reich, frühe Kirche. Maßgeblich zum Verständnis ist die rituell und kultisch bedingte Beurteilung des Bösen, in die Abaelards „Verantwortungsethik“ einbrach (240), ohne endgültig siegen zu können. D.h.: natürliche, vorpersonale Vorgänge wie Menstruation oder Pollution galten in sich als böse; daher auch das „Fleisch“ (unbiblisch!!) als in sich böse.

Das demonstriert Lutterbach an vielen Einzelaussagen der Bußbücher. Er warnt aber auch vor einer Diskriminierung des sogenannten „finsternen Mittelalters“. Er zeigt den ethischen Fortschritt gegenüber der altrömischen Moral; zeigt, daß Jungfräulichkeit und manches andere eine sittliche „Emanzipation“ besagte, daß der kirchliche Akt der Eheschließung mit dem Inzest-Verbot dem Partnerverhältnis öffentlichen Schutz gab, daß das kultische Blutverbot eine „tabugeladene Ehrfurcht vor dem Leben“ tradierte, daß überhaupt die rituellen Vorschriften die Person in die Gemeinschaft banden.

Doch er zeigt auch, daß die kultisch-rituelle Begründung der Sexual-Moral und das Verständnis der entsprechenden Sünden von der „Besleckung“ her bis in jüngste Zeiten (in B. Häring's erster Moraltheologie „Das Gesetz Christi“; im Weltkatechismus, 1993) zu einer Schieflage im Verständnis der Sexualität führten. So ist seine Forderung nach weiterer Aufarbeitung der Geschichte der Bewertung von Sexualität verständlich und sein eigener Beitrag an dieser Aufarbeitung wichtig, um die Botschaft des NT neu und besser zu verstehen.

Josef Sudbrack SJ

Dückers, Stefan: *Pathos der Distanz. Zur theologischen Physiognomie und geistesgeschichtlichem Stellung Erik Petersons.* Münster, Hamburg, London: LIT Verlag 1999. 298 S., kart., 49,80 DM.

Eric Peterson (1890–1960), ursprünglich evangelischer Theologe und Lehrstuhlinhaber für Kirchengeschichte und Neues Testament in Bonn, konvertierte 1930 nach langem inneren Ringen in Rom zur katholischen Kirche. Als ehemaliger Protestant und als Laie konnte er jedoch dort die ihm gebührende Anerkennung nicht finden. Nach seinem Tod hinterließ er ein umfangreiches Schrifttum, das ihn in vielen Bereichen als kenntnisreiche Forscherpersönlichkeit ausweist, aber auch in Deutschland geriet er völlig in Vergessenheit.

Zwar hat B. Nichtweiß in ihrer bekannten Dissertation sein Leben und sein Werk schon vor einigen Jahren in Erinnerung gerufen und seine Wirkungsgeschichte gewürdigt. Die hier vorliegende römische Doktorarbeit von St. Dückers befaßt sich darüber hinaus mit Petersons theologischer Physiognomie und mit der

geistegeschichtlichen Situation seiner Zeit. Besonders ausführlich und intensiv wird dessen Mystikkonzept behandelt und als „Eingang im Modus der Distanz“ charakterisiert. Obwohl er sich das damals in der evangelischen Kirche übliche Verdikt nicht zu eigen macht, sondern zu einem positiven Urteil über die Möglichkeit von Mystik kam, zeichnet er diese nicht als Verschmelzung des Menschen mit der Gottheit, sondern als Gottes-Lob (143). Ein weiteres Kapitel bemüht sich um den Zeugenbegriff Petersons, der erregt konstatierte, daß man von den „Voraussetzungen der protestantischen Kirche ... bestenfalls zum Begriff des Bekenners, doch niemals zu dem des Märtyrers“ komme (170). Für ihn ist Christus nicht nur der solidarische Bruder aller, sondern vor allem der Herr, was heutige Theologie oftmals verschweigt (187). Schließlich versucht D. zu zeigen, daß Petersons These einer strikten Trennung der Stiftung der Kirche von der Person Jesu Christi trotz ihrer Fragwürdigkeit die Ekklesiologie befürchtet hat und sich auch heute als fruchtbar erweisen könnte (226).

Die Größe und die Grenzen dieses Denkens werden schließlich noch einmal kritisch zusammengefaßt. Petersons Leidenschaft für das Absolute, das Objektive und die Gemeinschaft kommen ebenso zur Sprache wie seine Einseitigkeiten, seine „pathetische“ Distanz und sein polemischer Stil. Gegen die Gleichgültigkeit der Neuzeit bezieht er eindeutig Stellung. Ob seine Gedanken über die Bewahrung des Christen auch heute zu unerschrockenem Bekenntnis ermutigen können? Das Fazit klingt zurückhaltend: Die in seinem Werk enthaltenen richtungsweisenden Impulse „waren der Zeit, in der sie geschrieben wurden, nicht konform, und sie sind es auch in unserer nicht – gerade deshalb aber bleiben sie auf irritierende Weise gegenwärtig“ (279). Dückers Dissertation bietet gewiß einen nachdenklichen Beitrag zur Erhellung der religiösen Fragen und Sehnsüchte des inzwischen vergangenen Jahrhunderts. Man wird ihn jedenfalls dankbar konsultieren, um die aktuellen kirchlichen Distanz-Probleme noch besser zu lösen.

Franz-Josef Steinmetz SJ

Delbrêl, Madeleine: *Auftrag des Christen in einer Welt ohne Gott. (Theologia Romanica XXIV.)* Einsiedeln: Johannes Verlag 2000. 204 S., kart., DM 32,-.

Es handelt sich um die Übersetzung des 1957 von M. Delbrél veröffentlichten Buches „Ville marxiste terre de la mission“. Hiervom war 1974 schon einmal (bei Josef Knecht) eine Übersetzung erschienen unter dem Titel „Christ in einer marxistischen Stadt“. Dieser gegenüber ist diese neue Übertragung ergänzt durch einen Briefwechsel M. Delbrél's mit ihrem marxistischen Freund V. Gosnat, durch drei einleitende Kapitel, worin sie ihr Buch als ein „apostolisches Arbeitsinstrument“ vorstellt (15; 43), und schließlich durch einen ebenfalls dreiteiligen Anhang, worin sie die Aufgaben eines Christen ausdrücklich nicht nur dem marxistischen Atheismus gegenüber herausstellt. Das ist auch das Bemerkenswerte an dieser Neuausgabe: daß sie 10 Jahre nach der „Wende“ erscheint und daß sie sich den Titel „Auftrag des Christen in einer Welt ohne Gott“ gegeben hat und nicht mehr „in einer marxistischen Stadt“. Herausgeber und Übersetzer unterstreichen damit, daß die Erfahrungen und Ratschläge Delbrél's auch jetzt noch gelten, in – wie es auf dem Umschlagdeckel wörtlich heißt – „einer Welt ohne Vorsehung, ohne Gott“, daß Madeleine Delbrél insofern tatsächlich „Modell des Christen der Zukunft“ ist. (So Yves Congar – und nicht nur er!)

Und was M. Delbrél dieser Welt – unserer Welt – zu sagen hat, ist: das Leben in einer atheistischen Umwelt ist eine Hilfe zur Korrektur überliefelter Vorstellungen von dem, was der Glaube ist und was er von uns verlangt; für das, was wir als Christen zu tun haben, gibt es kein Patentrezept; nur das eine bleibt unsere Aufgabe: durch unsere Liebe zu jedem einzelnen die Liebe eines Gottes zu bezeugen, der selber als erster jeden einzelnen liebt, das aber in dem Bewußtsein, daß es uns nicht gegeben ist, den Glauben weiterzugeben – das kann nur Gott allein –, daß es uns aber sehr wohl gegeben ist, durch unser Christsein nach Gott fragen zu machen. M. Delbrél verweist dazu ausdrücklich auf ihre eigene Biographie. War sie doch selbst Atheistin gewesen und hatte so erfahren müssen, wie absurd, wie trostlos, ja „die unheilvollste Farce, die man sich vorstellen kann“ (192), eine Welt ohne Gott ist, und daß sie Gott fand – nein: er sie! – nach der Begegnung mit Christen, die genau so arbeiteten, genau so diskutierten, genau so sich amüsierten wie

sie, für die aber Gott eine ganz unbezweifbare Realität war. In ihrem ganzen Leben will sie fortan den verkünden, der „das einzige absolute Glück des Menschen“ ist: „Gott“ (194) – obwohl, nein gerade weil er für so viele Christen nur noch „ein Gesolltes“ (13) ist.

Der Leser dieses Buches wird sich vielleicht daran stoßen, daß M. Delbrél sich oft wiederholt (das Buch ist nämlich eine Sammlung von „fliegenden Blättern“ (42) – Beobachtungen, Fragen, Versuchen einer Antwort –, aufgezeichnet im Laufe mehrerer Jahre), und daß fast immer nur vom Marxismus und vom Kommunismus die Rede ist. Er wird aber bald spüren – besonders wenn er die letzten Kapitel liest –: das Entscheidende von dem, was sie schreibt, gilt auch für die heutige Welt, die weithin eine „Welt ohne Gott“ geworden ist.

Walter Repges

Hirsch, Susanne: Santiago? 870 km! Ein Pilgerbericht. Volkach: Manfred Zentgraf Verlag 1999. 80 S., brosch., DM 14,80.

Unter vielen Reise- und Erlebnisherichten, die über den Weg nach Santiago de Compostela in Buchform erscheinen, sticht ein kleines, geordnetes und reflektiertes Tagebuch hervor. Es ist unscheinbar, äußerlich schon leicht zu übersehen, aus einem wenig bekannten Verlag, zudem mit störenden Druckfehlern! Umso mehr scheint mir dieses Büchlein der Anzeige wert: Santiago? 870 km! Keine kleine Distanz, um sie allein und zu Fuß zurückzulegen, als Frau!

Susanne Hirsch begibt sich auf einen Weg, von dem sie vorerst selber nicht genau weiß, wie er gegangen werden soll: als Wanderung, eine Wallfahrt oder als ein Abenteuer des Glaubens? Sie entscheidet sich zu letzterem. Es soll ein Glaubensweg sein. Deshalb macht sie sich ganz bewußt schutzlos, beraubt sich schon zum Vornherein des Trostes von Briefen, die sie sich postlagernd an gewisse Haltepunkte schicken lassen könnte, verzichtet auf die Stütze von Telefonaten (46), kommt auf dem Weg selber zur Entscheidung, sich an keinen festen Pilgerführern zu binden (43–47). Auch mit äußeren Entbehrungen, die zwar nicht planbar sind, wird gerechnet: mit dem kalten Wind, der

Trockenheit, dem Regen. – In dem Maße, wie sie sich von äußerem und inneren Stützen befreit und den Pilgerstab als einzigen Halt in die Hand nimmt, kommt das Herz zu sich: Es wird sichtbar in dem, was es ist, in seinem Gehalt, seiner Substanz. Da werden Lieder aus der Kindheit wach, stellen sich einige Taizélieder ein; da hebt ein Staunen an darüber, daß „man gerade auf Landstraßen die Erfahrung von Geborgenheit macht“ (54), daß in aller Schutzlosigkeit eine „frappierende Angstlosigkeit“ (56) sich breitmacht, und daß man schließlich bei allem einsamen Dahinwandern nicht alleine ist. Eine Wolke von Zeugen und Mitbetenden zieht mit (81). –

Solche Wege, je entschiedener man sie geht, erweisen sich als eigentliche Lernwege. Alles wird elementarer, in gewissem Sinne glanzloser, dafür inhaltsvoller: mehr Sein als Bewußtsein (55), mehr Leben im Augenblick als in Vergangenheit und Zukunft (57), mehr Genuß von innerer Freiheit als Schmerz über die Abschiede. Eine Lektion für Pilger, die einem das Wort von Bernhard von Clairvaux in Erinnerung ruft: „Glaube mir, ich habe es selbst erfahren: daß wir mehr in den Wäldern finden als in den Büchern; Bäume und Steine werden dich lehren, was kein Lehrmeister dir zu hören gibt“.

Es ist unausweichlich: Wer so lange allein auf dem Wege ist, gerät in ein eigenartig tiefes Selbstgespräch. Der erhöhten Wahrnehmung entgeht nichts: nicht die Raubvögel und Füchse, nicht die eigenartig schöne Mischung von Natur und Kultur (37), aber auch nicht seelische und leibliche Bedürfnisse. Wandernd werden die Eindrücke aufgenommen, wandernd werden sie geordnet und gedeutet. Alles wandert mit, so wie der eigene Schatten, dieser treueste aller Begleiter, mit dem man sich unterhält und dem man zuwinken kann (28). Es ist ein Gespräch, in dem alles vorkommt, zum Glück auch vieles vergessen wird, in dem man aber auch unsicher werden kann. Wie leicht ist es, sich bei so großem Fehlen von Kommunikation zu täuschen. Da ist das mitgenommene Stundenbuch eine große Hilfe, um nicht in die Schlingen von solchen Soliloquien zu geraten. Beten mit den Psalmen hilft solche Erfahrungen, die man auf extremen Wegen macht, zu verstehen und zu verobjektivieren.

Das vorliegende Büchlein ist einfach geschrieben, ist unprätentiös, aber bestechend

in seiner Ehrlichkeit. Ganz abgesehen davon, daß einem bei der Lektüre selbst der Gedanke kommen kann, sich auf den Weg dorthin zu machen.

Hans Schaller SJ

Frielingsdorf, Karl: Aggression stiftet Beziehung. Wie aus destruktiven Kräften lebensfördernde werden können. Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag 1999. 200 S., kart., DM 38,-.

Weil der Autor zu den prägenden Lehrern der deutschsprachigen Pastoralpsychologie gehört, sind seine Schriften bereits in mehreren Auflagen erschienen. So z.B. die Titel „Dämonische Gottesbilder. Ihre Entstehung, Entlarvung und Überwindung“ (3. Aufl. 1997) und „Vom Überleben zum Leben. Wege zur Identitäts- und Glaubensfindung“ (5. Aufl. 1996). In GuL wurden „Dämonische Gottesbilder“ (Heft 2/98) und „Entfaltung der Persönlichkeit im Glauben“ (Heft 4/1998) besprochen.

Was ist neu an „Aggression stiftet Beziehung“? Neu sind die Ergebnisse von mehr als 700 sogenannten Lebensskripts von religiös sozialisierten Frauen und Männern, deren Auswertung die empirische Grundlage für dieses Buch liefert. Sich einander anzunähern und nicht einander zu bekämpfen, lautet die Botschaft. Dabei werden gängige therapeutische Methoden aufgegriffen. „Eine Wandlung der Aggression in ihre lebens- und beziehungsfördernde Dimension ist dann möglich, wenn ich die Stufen der Aggression in umgekehrter Reihenfolge noch einmal durchlaufe“ (17). Auch Aggressionen Gott gegenüber wollen ans Tageslicht und erst dann kann der Mensch die Erfahrung der Befreiung von als falsch entlarvten Gottesbildern wirklich erleben.

Der Autor legt die verschiedenen Theorien zum Thema anhand psychologischer Erkenntnisse dar, die aber auch philosophisch und theologisch eingebettet sind. Dazu werden geistesgeschichtliche Wurzeln, die einen positiven Zugang zu den Aggressionen verhindern, offen gelegt und im dritten Kapitel ganz konkret anhand von Elternbotschaften ins Heute gewendet. Wie sehr im Unterbewußtsein u.a. das Familiensystem, in dem jeder Mensch aufgewachsen ist, Gefühls- und Glaubensleben prägt, wird erneut vor Augen

geführt. Hauptschwerpunkt des Buches (66–174) bildet aber die wegweisende Methode, wie man den Kreis der dunklen Seite der Aggression durchbricht. Schlußendlich zieht der Autor in überzeugender Weise die erstaunliche Quintessenz, daß Aggressionen in der Lage sind, Liebe zu stiften. Langsam „schwingt sich die aggressive Lebensenergie auf die Lebensenergie des Partners, der Partnerin ein, so daß sie zusammen ‚stimmen‘“ (176).

Das Buch enthält viele Übungen, die nicht nur theoretisch bedacht werden wollen. Jeder Leser kann sie auf sein Leben anwenden. Zu empfehlen ist z.B., die eigene Lebenslinie in ihren Höhen und Tiefen mit der Glaubenslinie zu vergleichen (161). Meistens stimmen beide nicht überein. Wie mit der Kluft zwischen beiden umzugehen ist, dazu leitet der Autor an.

Georg Maria Roers SJ

Fredriksson, Marianne: *Maria Magdalena.* Roman. Frankfurt a.M.: Krüger 1999. 284 S., geb., DM 39,80.

Wer daran geht, die Geschichte Jesu und des frühen Christentums romanhaft zu erzählen, muß und darf angesichts des fragmentarischen Charakters unserer Quellen Phantasie walten lassen. Doch ohne Frage sollten die notwendigen Ausschmückungen auf dem Boden dessen stehen, was die heutige Bibelwissenschaft bereits zur Erhellung eben jenes Forschungsgegenstandes geleistet hat. Gerade das ist Marianne Fredriksson – ungetröst ihrer an sich lobenswerten Ahsicht, die Entstehung des Christentums unter Einbeziehung der weiblichen Perspektive zu rekapitulieren – nicht gelungen.

In der Rahmenhandlung des Romans erscheint Maria Magdalena als in Antiochia lebende, mit einem Griechen verheiratete Frau mittleren Alters. Angeregt durch Gespräche mit den ebenfalls in Antiochia anwesenden Aposteln Petrus und Paulus erinnert sie sich an ihre Kindheit in Galiläa und ihren Weg mit Jesus zurück, wovon in ausführlichen Rückblenden erzählt wird. Das Bild, das dabei sowohl von der Geschichte Jesu als auch von der Geschichte des frühen Christentums gezeichnet wird, ist bibelwissenschaftlich über weite Strecken hin nicht zu verantworten.

Der Entwurf, den die Autorin insgesamt

von der Entstehung des Christentums bietet, ist erschreckend eindimensional: Jesus erscheint ganz als der „erste neue Mann“, der sich den Frauen gegenüber „ganz anders“ verhalten habe. Doch die Jünger hätten seine Absichten mißachtet und die Frauen aus ihrem Kreis ausgeschlossen. Später habe man sich zwar wieder miteinander versöhnt, um gemeinsam „das Neue an Jesu Lehre zusammenzufassen“ (190). Doch letztlich seien Petrus und Paulus davon überzeugt gewesen, „die Kirche“ nur auf einem Werk von Regeln und Geboten errichten zu können. Daher erarbeiteten sie gemeinsam bewußt und gezielt die Grundlagen einer strukturierten und systematisierten neuen Religion. Sich dieser Art von Christentum anzuschließen, wird von aufgeklärten Frauen wie der Stiefmutter der Maria Magdalena als „Unterwerfung und Verlust des eigenen Denkens“ deklariert (251).

Mit dieser Art der Darstellung tut die Autorin ihrem Anliegen, den „Blick für ein weibliches Christentum“ (Klappentext) zu eröffnen, keinen Gefallen: Maria Magdalena kommt aus der Rolle der ehemaligen Prostituierten und Geliebten Jesu im Letzten wieder einmal nicht heraus. Und die Engführung der frühchristlichen Geschichte im Sinne einer großen „Abfallsgeschichte“ unterschlägt das befreiende Erbe, das im frühen Christentum neben anders gerichteten Tendenzen immer präsent war.

Angesichts der bisherigen Romanerfolge von Fredriksson ist „Maria Magdalena“ insgesamt enttäuschend, unter bibelwissenschaftlicher sowie unter feministischer Rücksicht sogar bedenklich. Einem breiteren Lesepublikum kann die Lektüre daher nicht empfohlen werden.

Helga Melzer-Keller

Klein, Wilhelm: *Gottes Wort im Kirchenjahr. Vorträge im Kolleg 1957 – 1961.* Bearbeitet von A. Rauch. Als Manuscript gedruckt. Tübingen 1999. 603 S., DM 60,– (zu beziehen über Ostkirchliches Institut, Ostengasse 31, 93047 Regensburg)

P. Wilhelm Klein SJ, der von 1948–1961 als Spiritual im Collegium Germanicum et Hungaricum wirkte (vgl. 3 LThK, Bd. VI, Sp. 122), hat seine Betrachtungspunkte, Exhorten

und Vorträge in den letzten Jahren seines Dienstes auch schriftlich vorbereitet. Davon ist eine erste Manuskript-Ausgabe schon 1998 unter dem Titel „Gottes Wort im Römerbrief“ ad usum privatum erschienen. Sogar ein Leser, der P. Klein nicht persönlich gekannt hat, wird zumindest ahnen, welche Faszination dieser auf Theologiestudenten der vorkonziliaren Zeit ausübte, die sonst während des Studiums mit einer trockenen scholastischen Begrifflichkeit konfrontiert waren. Ein tieferes Verständnis dieser spirituellen Anregungen wird ihm jedoch infolge des zeitlichen Abstandes von circa vierzig Jahren und wegen ihrer besonderen Eigenart (gesprochene Worte, die auf die Bekehrung des Herzens zielen) in mancher Hinsicht schwer fallen.

Der hier vorliegende zweite Band „Gottes Wort im Kirchenjahr“ ist gewiß leichter zugänglich. Denn darin geht es nicht um einen fortgesetzten Briefkommentar, der unbedingt im Zusammenhang gelesen und verstanden werden will, sondern um liturgische Feste und Texte, die man auch jeweils einzeln betrachten kann. Wer also für Predigten bzw. für seine persönlichen Gebete und Meditationen wirklich aufmunternde und aufrüttelnde Anstöße sucht, der findet sie bei P. Klein in großer und reichhaltiger Fülle. Allerdings werden nicht die gewöhnlichen Sonntage im Jahreskreis behandelt, sondern vor allem die

besonderen Feiertage: Advent, Weihnachten, Neujahr, Fastenzeit, Ostern, Pfingsten, Allerheiligen bis hin zum Christ-König-Fest. Betrachtet werden aber auch viele kleinere Feste und Gestalten, die das Kirchenjahr schmücken: u.a. Nikolaus, Stephanus, Thomas, der Apostel, und der Täufer Johannes, Petrus und Paulus, der hl. Josef und unsere Mutter Maria. Etliche andere Anlässe, wie z.B. Dies orientalis, Jubiläen und Weihen, erweitern den Horizont zusätzlich.

P. Klein hält keine Vorlesungen, die dem Zuhörer „den Pelz nicht naß machen“. Er bietet keine Antworten, die auf der Straße des Begreifens liegen (18), vielmehr drängt er zur Stellungnahme und wirft Fragen auf. Fortwährend wird der Leser herausgefordert, nicht menschenfürchtig in der Weltangst zu leben, sondern betend, fromm und gottesfürchtig (173). Und immer wieder wird daran erinnert, daß alle unsere Wörter infolge des allgemeinen Sündenfalls unter dem Fluch der Zweideutigkeit stehen (252). Es wird kaum ausbleiben, daß diese Meditationen häufig Erschrecken und sogar Entsetzen hervorrufen. Trotzdem kann ein gläubiger Leser durchaus erfassen und nachvollziehen, was hier letztlich gemeint ist: daß nämlich nur Christus uns frei macht und nicht wir selbst.

Franz-Josef Steinmetz SJ

In Geist und Leben 4–2000 schrieben:

- Hildegund Keul*, geb. 1961, verh., Dr. theol., M.A., Dozentin am Seminar für Gemeindepastoral. – Fundamentaltheologie, Mystik der Mechthild von Magdeburg und der Frauen von Helfta.
- Werner Löser SJ*, geb. 1940, Dr. theol., Professor für dogmatische Theologie an der Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt.
- Thomas Philipp*, geb. 1965, Dr. theol., Pastoralreferent. – Jugend- und Bildungsarbeit, Psychoanalyse und Religiosität, Glaube und Selbsterfahrung.
- Georg M. Roers SJ*, geb. 1965, Dipl.-Theol., M.A. (Religionsphilosophie, Kunstinterpretation), Seelsorger, Redaktionsmitglied GuL. – Lyrik und zeitgenössische Kunst.
- Josef Schmidt SJ*, geb. 1946, Dr. phil., lic. theol., Professor für philosophische Gotteslehre und Geschichte der Philosophie. – Bibel, Kunstgeschichte, Literatur.
- Gustav Schörghofer SJ*, geb. 1953, Dr. phil., Kunsthistoriker, Rektor der Jesuitenkirche in Wien. – Texte zu Kunstwerken und Künstlern, Ausstellungen.
- Jörg Seip*, geb. 1967, Dipl.-Theol., Vikar, Seelsorge und Weiterstudium. – Literatur und Spiritualität.
- Josef Thorer SJ*, geb. 1948, Dr. theol., Leiter des Jesuitennoviziates in Innsbruck. – Vorlesungen in geistlicher Theologie und Exerzitien.